Georg Aigner, der Salzburger Tourenführer in Sachen „Überleben“, aus Stuhlfelden.

„IN DA KINETN, WO I SCHLOAF“

Obdachlosigkeit war einmal. Jetzt ist Georg Aigner aus Stuhlfelden ein Salzburger Stadtführer der besonderen Art. Er zeigt, was es heißt, ganz ganz unten zu sein.

Rauchen mit 10, saufen mit 12. Und mit 20 Jahren in der Früh zwei Promille Alkohol im Blut. Es folgt der totale Absturz - ein Leben auf der Straße. Aigner hält sich mit Tricks und Schmähs über Wasser und sucht zum Schlafen die letzten Winkel von Geborgenheit auf: ein Abbruchhaus oder die Bahnhofstoilette. Irgendwann weiß er nicht mehr, wie es ist, in einer Wohnung zu leben, mit allen Annehmlichkeiten. „Du fühlst dich irgendwie grenzenlos frei auf der Straße, und dann wieder wie der letzte Dreck“, schildert er bei seinen Stadttouren mit dem Titel „Überleben“. Viel Mut gehört dazu, sich so zu outen. Weil der gebürtige Pinzgauer auch nichts auslässt: Er beschreibt den Raubüberfall mit zwei Kumpanen, die anschließende lange Zeit im „Häfen“ und den Neubeginn mit Evelyne, seiner Frau. Seit zwölf Jahren hat er keinen Tropfen Alkohol mehr getrunken und fühlt geradezu eine Mission in sich: Auch andere auf einen guten Weg zu bringen. „Auf die Straßen haut's einen jeden eh automatisch, wenn es sein muss. Aber ich zeig, wie man da wieder rauskommt“, sagt er auf seiner Tour. Die führt vor allem zum Bahnhof, seiner langjährigen „Heimat“, aber wenn gewünscht, auch weiter nach Schallmoos. Dort geht es in den „Saftladen“, die Wärmestube für Obdachlose. Dann führt Aigner zu Einrichtungen, wo man psychische Betreuung und Suchtberatung erhält, schließlich zur Notschlafstelle der Caritas. Es gäbe, meint Aigner, „so coole, kompetente Leute“, die einem helfen, wenn man nur bereit dazu sei. Und mit einer eindringlichen Handbewegung unterstreicht er seine Botschaft: „Man ist schneller unten, als man glaubt!“

„MEIN LEBEN WAR GETRÄNKT VON ALKOHOL!“

Das sagt Aigner und beschönigt rein gar nichts. Nein, helfen wollte er sich nie lassen, dafür sei er viel zu stolz gewesen. Dann besser irgendwo in einem Loch krepieren, fern der Blicke gut situierter Menschen. Und die seien „wia a Mauer“ auf ihn zugegangen, genau so wie es Ambros in seiner „Kinetn“ singt. Besonders in Paris. Dorthin sei er mit dem Zug gefahren, nur um für einige Stunden ein warmes Plätzchen zu erhaschen, natürlich immer mit der Angst, erwischt zu werden. In einem anderen Land, ja, da sei man „das ärmste Schwein überhaupt“, wenn man dessen Sprache nicht spreche, so Aigner, der trocken hinzufügt: „Da gibt dir keiner was.“ Aber das Straßenleben, das hatte für ihn viele Facetten - und eine ganz besonders lustige Variante auch. Er habe oft Tränen gelacht am Salzburger Hauptbahnhof. Das grausame Erwachen nach der Ausnüchterung aber, das sei jedesmal bitter gewesen. Ganz wichtig ist dem Tourenführer die Einkehr in der Redaktion der Straßenzeitung „Apropos“: Hier hat man ihm nach der Haft wieder Arbeit gegeben und Selbstwertgefühl. Der Verkauf und das Schreiben waren für ihn und Evelyne der Start in ein neues, suchtfreies Leben. Aigner erzählt, wie schwer ihm der Zeitungsverkauf in der Linzergasse anfangs gefallen war und besonders seine smarte Anrede: „Fräulein, eine Zeitung bitte!“ Weil man ja zeige, dass man sich am Rande der Gesellschaft befinde. Seine Stammkundschaft aber sei gewachsen und die Geschäftsleute hätten ihm schon in der Früh zugewunken. Alle hätten gemerkt, „dass ich die Menschen beim Herz erwischen will“, sagt der heute 52-Jährige. Ja, sein Herz trägt er auch auf der Zunge. Die warmherzige Art dieses Mannes und dessen schonungslose Aufdeckung der eigenen, tristen Lebensgeschichte beeindruckt jene, die sich seiner eineinhalbstündigen Tour anschließen. Und das sind Menschen quer durch alle Berufe. Auch viele Schulgruppen (ab 13 Jahren) und Studenten sind dabei.

SEIN DRAMA BEGANN SCHON IN DER KINDHEIT

Weihnachten im Elternhaus des Buben Georg in Stuhlfelden: Der Vater ist betrunken, die Mutter mit ihm und den acht Kindern überfordert. Georg lernt schlecht und kommt in die Sonderschule. Vom Pfarrer erhält er in Religion regelmäßig eine Watschn. Dann geht er bei Schultes in Zell am See in die Metzgerlehre und fällt schon im ersten Jahr in der Berufsschule durch. „Jetzt wird's a Nuss gebn, a gscheide“, befürchtet der 15-Jährige, als er schüchtern an die Tür des Chefs klopft. Der aber bleibt ganz ruhig und meint: „Du hast dich gut im Betrieb entwickelt und kannst hier bleiben, meinetwegen bis zur Pensionierung. Du kriegst nach den drei Jahren ein Gesellengehalt, auch ohne Lehrabschluss.“ Georg aber findet das unfair gegenüber den anderen Lehrlingen, die einen Abschluss machen und kündigt. Danach sieht man ihn umtriebig am Bau in Mittersill. Später fährt er als Holzarbeiter in die Steiermark, nach Deutschland und in die Schweiz. Mit 25 Jahren hätte es dann „an Tuscha“ getan, er hätte nur mehr gesoffen, resümiert er: „Bis vier Uhr früh im Gasthaus sitz'n und um sechs mit der Motorsäge ausruckn, dös tuat nit.“ Er meldet sich beim ▶

▼ Der gebürtige Pinzgauer als Tourenführer in Salzburg.

Arbeitsamt in Salzburg, wo man keine Stelle für ihn, den Alkoholiker, hat. So wird er Obdachloser.

SIEBEN JAHRE HAFT - UND 2 000 BRIEFE

Es ist der 30. August 1999, als Aigner wieder einmal mit seinen Zechkumpanen am Bahnhof versumpft. Abends hat dann einer der drei die Idee, irgendwo einzubrechen. Man setzt dies in die Tat um und wird erwischt. Ein Mann wird bewusstlos geschlagen, und das Trio türmt in einem gestohlenen Auto, ohne Nummerntafel und ohne Führerschein. Das Opfer wacht auf und verständigt die Polizei. Wenig später klicken die Handschellen. Sieben Jahre Haft lautet das Urteil für Aigner, der Anführer erhält acht, die dritte Person sechseinhalb Jahre. In der Strafvollzugsanstalt Graz-Karlau kommt Aigner in die Fleischhauerei und wird dort erster Metzger. „Du bist deppert, weil, wie du arbeitest und wie du bist, kannst du draußen ein richtig gutes Leben führen“, sagen die Beamten zu ihm. Evelyne hatte Aigner kurz vor dem Überfall kennengelernt. Die beiden schreiben sich in der Haft fast täglich, insgesamt 2 000 Briefe. Drei Monate nach der Haftentlassung heiraten sie im Schloss Mirabell. „Weil eine Frau, die sieben Jahre auf dich wartet, da brauchst nit überlegen, ob die zu dir passt“, bemerkt Aigner und lacht. Die ersten zwei Jahre lauert die Versuchung noch am Bahnhof. Dort flitzt Aigner ganz schnell mit dem Fahrrad vorbei. Weil ihm die Kumpels schon entgegenrufen: „Schurli, bist wieder da! Kumm, trink ma a Bier!“ Heute wissen auch sie, dass es der Schurli geschafft hat und gratulieren ihm. „An sich zu arbeiten“ wird jetzt die Lebensaufgabe dieses Paares, das auf 35 m² wohnt und dies gemeinsam mit zwei Katzen und einem Hund. Auch Evelyne, die aus Kuchl stammt, hat ihre Spielsucht überwunden. Noch einmal kehrte Aigner zurück nach Stuhlfelden - als seine Mutter begraben wurde. Jetzt aber hat er mit seiner Vergangenheit komplett abgeschlossen, auch mit dem Umstand, „dass mich niemand von meiner Familie in meiner Haft besucht hat“. ■

Text: Christine Schweinöster
Fotos: Schweinöster, Privat

▼ Georg Aigner mit seiner Frau Evelyne und der Straßenzeitung „Apropos“.

Anmeldung für Touren:
bei „Apropos“-Straßenzeitung!

NACHGEFRAGT

10 FRAGEN AN GEORG AIGNER:

1.
Weihnachten 2020 mit Evelyne, wie war das?
Mit Keksen und einem kleinen, geschmückten Weihnachtsbäumchen, einem künstlichen.

2.
Hat Corona Ihr Leben verändert?
Nicht wirklich. Uns kann nicht so schnell mehr was erschüttern.

3.
In der langen Haft, was kommt einem da so in den Sinn?
Ich sagte mir immer: „Nach der Haft tua i gscheid. Dös Trinken gehört do nimmer dazu.“

4.
Die vielen Briefe, waren die ein Rettungsanker?
Evelyne und ich haben uns gegenseitig immer Mut gemacht.

5.
Das Sesshaftwerden nach dem Straßenleben, ein schwieriger Prozess?
Ich hab jede fünf Minuten das Gefühl gehabt, jetzt muass i weg.

6.
Was bereuen Sie?
Natürlich aufs Tiefste den Raubüberfall. Und, dass ich als 15-Jähriger nicht bei Schultes als Metzger geblieben bin. Dann hätte ich mir vieles erspart.

7.
Trinken schon als Kind, hat das keiner gemerkt?
Nein, ich hab das gut kaschiert. Gelernt hab ich es natürlich von Erwachsenen.

8.
Ein Kind in der „Sonderschule“ zu sein, bedeutete …
… dass man irgendwie abgestempelt war im Ort.

9.
Eine gute schulische Förderung war nicht drin?
Das gab’s für mich nicht damals.

10.
Zum Entzug konnte Sie keiner bewegen?
Ich selbst war zu schwach, und niemand anderer hat sich darum bemüht.